

## VI.

## Ein Jagdausflug von Keren im Lande der Bogos nach dem Berge Zad'amba am oberen Laufe des Barka-Flusses.

Von Werner Munzinger.

Vom Schreiben müde und halb krank, entschloß ich mich, ein paar Tage auf der Jagd in dem nahen Barka zuzubringen. Wir waren acht: ich mit drei meiner Leute; ein mir befreundeter Elephantenjäger mit seinem Diener und zwei Männer von Keren. Wir hatten nur ein Pferd und ein Maulthier mit; unser Proviant bestand aus einer Provision von Mehl für eine Woche, etwas Pfeffer, Confitüren und Kaffee. Ein Zelt hatten wir nicht vonnöthen, da das Land gesund und die Regenzeit noch fern ist. Wir kamen Sonntag den 19. März in der Ebene von Schytel <sup>1)</sup> an und vernahmen von Hirten, daß der eine kleine Stunde entfernte Fuß des Zad'amba von Rbinoceros voll sei.

Der Berg Zad'amba ist ein einziger, ungeheurer Felsblock, wohl 2000 Fuß über der Ebene von Schytel erhoben und hängt mit den benachbarten Gebirgen nur durch einen schmalen Sattel zusammen. Er zerfällt in zwei Hälften, die westliche ist mit Hülfe von Steingeröll und Bäumen zugänglich, wenngleich nicht ohne Beschwerde; die andere östliche fällt von allen Seiten ganz senkrecht spiegelglatt bis zur Ebene ab. Der Pafs, der die beiden Hälften verbindet, ist kaum 5 Zoll breit, von beiden Seiten jäh abgeschnitten und wohl 100 Schritte lang. Muthige Leute setzen sich auf diesen schwindelerregenden Sattel wie auf ein Pferd und helfen sich hockend hinüber. Doch haben schon Viele auf diesem Steg den Tod gefunden; denn ein einziger Blick rechts oder links in den unbegrenzten Abgrund reicht hin, Schwindel zu erzeugen. Das Kloster befindet sich auf der östlichen isolirten Seite und ist von fünf oder sechs Mönchen bewohnt, die von Abessinien gebürtig, mit den Schrecken dieser wahrhaften Einsiedelei den Himmel zu verdienen hoffen. Ihr Vorsteher, ein Fünfziger, hatte den Muth hineinzukommen. Als er nach einem kurzen Aufenthalte hinaus wollte, schwindelte es ihm den Sattel zu passiren und so befindet er sich seit 14 Jahren in einer unfreiwilligen lebenslänglichen Gefangenschaft.

<sup>1)</sup> So ist der Name in dem Manuscript des Herrn Verfassers stets geschrieben. Auf der im *Bulletin de la Société de Géographie*, Novembre 1859 publicirten Karte Munzinger's steht Shotel. Der Berg Zad'amba liegt in gerader Richtung etwa 6 bis 7 deutsche Meilen südlich von Keren.

Zad'amba ist ziemlich geräumig und an den beiden Seiten wohl  $\frac{1}{2}$  Stunde lang. Die östliche Seite ist oben mit Erde bedeckt; doch hat sie wenig Vegetation, einige Rebstöcke und ein Dutzend riesiger Sykomoren, deren Früchte getrocknet sehr gut schmecken. Die Mönche nähren sich von Früchten und Wurzeln der Wildniß und von Almosen, die sie in der Nachbarschaft einsammeln. Diese Einsiedelei scheint sehr alten Ursprungs zu sein. Der Kaiser Jasu (1720) erneuerte sie; er baute die verfallene Kirche und die Wohnungen der Mönche wieder auf und ließ mehrere Cisternen graben, die in der Regenzeit sich füllend für das ganze Jahr genügen könnten; doch haben sie sich in der Länge der Zeit mit Schlamm gefüllt, so daß sie jetzt selbst für den Bedarf von wenigen Personen kaum ausreichen. Quellwasser hat die Amba keines; sobald das Zisternenwasser verbraucht ist, sind die Mönche genöthigt, außerhalb des Berges ihre Bockshäute zu füllen. Wer das nicht kann, muß vor Durst sterben. Ich kenne einen der Mönche, Abba Gebre Medin, der uns oft besucht und sich an den Steg so gewöhnt hat, daß er ihn aufrechtstehend überschreitet, was selbst einen Seiltänzer mit Grauen erfüllen möchte. Kaiser Jasu hatte diesen Weg mit Mauerwerk breiter gemacht; doch hat die Zeit, Ungewitter und Blitz der Natur ihren Schrecken zurückgegeben. Zad'amba ist oft von Leoparden heimgesucht, die schon manchen Einsiedler gefressen haben, und nach der Sage der Mönche macht ihnen selbst der böse Feind dann und wann einen Besuch. In der Kirche befinden sich mehrere Manuscripte, die für die Geschichte der Nordgrenzen Abessinien's wichtig sind.

Zad'amba fällt senkrecht auf die Ebene ab; doch hat das Berggeröll der ganzen Länge der Basis nach eine sanft abfallende schiefe, wohl eine halbe Stunde breite Ebene gebildet, die sich allmählich zum schwarzen Schlamm Boden Schytels hinabsenkt. Diese Abdachung, aus Granitschutt bestehend, wenig fruchtbar, bildet eine Urhaide, unregelmäßig bewaldet, mehr Gesträuch, Gebüsch und Dornen, als Bäume, nie bebauen, nur von wilden Thieren bewohnt und dem Menschen fast unzugänglich.

Von Zad'amba entspringen drei Quellen; die eine am Westende des Berges, Kusch genannt, deren reichliche Wasser, hinter Zad'amba aus einer Schlucht hervorschießend, fast das ganze Jahr bis zur Ebene hinabströmen. Die zweite Quelle entspringt unmittelbar aus der Amba auf der Mitte ihrer Basis; die dritte befindet sich unweit davon etwas weiter unten und bildet dem Granitgeröll entquellend einen kleinen nie versiegenden Bach.

Nach dieser Orientirung, die zum Verständniß nöthig war, kehren wir auf unseren Gegenstand zurück. Samstag und Sonntag brachten

wir in Kusch zu; die Nacht durchwachten wir bei der Quelle; aber ohne Erfolg. Das Rhinoceros hatte, scheint es, unsere Gegenwart bemerkt. Kusch ist eine felsige, kaum 10 Schritt breite, düstere Schlucht. Das Wasser, das in anderen Jahren bis zur Ebene hinabließ, stagnirte jetzt, bildete aber ein prächtig wucherndes Grün. Wir waren nicht unzufrieden, unseren Thieren die seltene Kost zu gönnen. Den Tag über vergnügten wir uns mit der Jagd auf Rebhühner, die zu hundert hier sich tranken. Anderes Wild nahte sich nicht, außer ein paar Wildschweinen, die aber schnell das Weite suchten.

Montag machte sich unser Elephantenjäger mit seinem Diener auf, das Terrain bis zum Fusse des Berges zu exploriren. Er hielt sich auf dem ebenen Wege, der zur unteren Quelle führt, und war kaum eine halbe Stunde fortgeschlendert, als ihn sein Führer am Arme ergriff. Kaum 50 Schritte weit in dem Gebüsch versteckt weidete ein Rhinoceros, den Kopf gegen die Erde gesenkt, so daß nur der Vorderkörper zu sehen war. Unser Jäger legt an und schießt; das Thier flieht auf die eine Seite, der Jäger auf die andere. Ein paar Blutropfen bezeugten die Verwundung. Hirten erzählten uns den andern Tag, daß eine halbe Stunde weiter unten in derselben Zeit ein schrecklich schnaubendes Rhinoceros im Galopp an ihnen vorüber gerannt sei. Unsere Jäger kamen gegen Mittag erschöpft und dürstend im Lager an. Wir ließen die brennende Mittagssonne sich etwas abkühlen und machten uns alle zusammen Nachmittags auf, das verwundete Thier aufzusuchen. Wir kamen an der Stelle an, wo der Jäger geschossen hatte, und theilten uns in zwei Abtheilungen. Welde Gabriel, so hieß der Jäger, nahm von seinem Diener begleitet die Richtung gegen die untere Quelle; ich mit zwei Leuten, die meine Stutzen trugen, vertiefte mich in dem oben beschriebenen Gehölz. Wir fanden sogleich zahlreiche Rhinoceros-Spuren, die sich vielfach kreuzten; ich ging voran; einer meiner Leute hinter mir; der Andere blieb etwas hinten, um sich über den Lauf einer frischen Spur zu vergewissern. Ich war kaum in das Gehölz hinein getreten, als ich das dem Rhinoceros eigenthümliche Schnauben kaum 20 Schritte von mir hörte. Ich nahm den Stutzen, den mein Mann trug und der gewöhnlich meines Dieners Waffe ist. Mein eigener, der viel genauer und kräftiger ist, der mich nie im Stich läßt, den ich immer selbst lade und putze, der mein Bettgenoss ist, befand sich unglücklicherweise bei dem anderen Diener, der noch immer wohl 40 Schritte von mir entfernt war. Ihn zu erwarten, war es zu spät; denn das Rhinoceros zeigte mit seinem Schnauben, daß es uns wahrgenommen hatte. In einer Minute mußte es uns auf dem Leibe oder entflohen sein. So bewaffnete ich mich mit dem Stutzen, auf den ich mich kaum verlassen konnte, und bewegte mich in der Richtung,

woher das Schnauben kam, vorsichtig vorwärts; vor mir hinter einem Dorngebüsch befanden sich zwei Rhinoceros, ein weibliches mit einem fast 2 Ellen langen Horn und sein wohl dreijähriges Junges. In Folge des dichten Gebüsches konnte ich nicht zielen; ich machte einen kleinen Umweg nach links und kam auf eine offene Stelle, wo ich mich an einem kleinen Felsen zur Linken niederkauerte. Die zwei Thiere waren kaum zehn Schritte von mir entfernt, ohne meiner gewahr zu werden; ihre Aufmerksamkeit war auf meine beiden Leute gerichtet, die sich weiter unten befanden, und sie schickten sich an, sich auf sie zu werfen. Ich legte auf das Ohr des gröfseren Thieres an, zielte lange — denn diesmal wollte ich ganz sicher sein; die Gelegenheit war zu köstlich — ich zielte lange und schofs — die Kapsel platzte, ohne das Pulver zu entzünden. Während ich eine neue Zündkapsel aufthat, hatten sich die Thiere gegen mich gewandt; doch hatte ich die Zeit nicht, wieder anzulegen, bevor sie plötzlich ganz nach rechts umwandten und mit ein paar Sätzen schon 60—80 Schritte entfernt und mir durch dichtes Gebüsch fast verborgen waren. Es war mir nicht mehr möglich, genau zu zielen; doch mußte ich an das Heil meiner Leute denken, die dem Angriff der Thiere ausgesetzt waren. Ich schofs; diesmal fing das Pulver Feuer; aber ich weiß nicht, wohin die Kugel gerathen ist.

Ich war fast zornig, während meine Leute große Freude über meine Rettung hatten. Denn, meinten sie, hätten sich die Thiere gegen mich gewandt, so wäre ich ohne Zweifel verloren gewesen; denn in meiner Nähe war kein hoher Fels noch Baum, worauf ich mich flüchten konnte.

Wir suchten die Spuren der längst verschwundenen Thiere auf; doch hatten sie so große Sätze genommen, daß es gleich vernünftig war, ihnen nachzugehen, wie einem abgegangenen Eisenbahnzuge nachzueilen. Zu gleicher Zeit kam der Jäger mit seinem Diener an, ohne irgend etwas gefunden zu haben, und wir machten uns nach Kusch auf, wo wir nach Sonnenuntergang ankamen. Wir waren alle so müde, daß wir schliefen, als wenn wir in einer sicheren Burg uns befänden und nicht in der Wildniß unter dem freien Himmel.

Es ist unnöthig, das Nashorn zu beschreiben. Doch werden einige Bemerkungen über seine Lebensweise und die Manier, es zu jagen, nicht ohne Interesse sein.

Das Nashorn (*Rhinoceros*) heifst auf Arabisch: *Cherdid*, auf Tigre: *Harisch*, auf Amhara: *Oraris*, auf Belen: *Gedane*. Es hat in seinen Eigenthümlichkeiten viel Aehnlichkeit mit dem Wildschwein. Schlechte Nase, schlechte Augen, aber sehr gute Ohren. Es liebt einsame, von Menschen und Vieh nie begangene Grasplätze und trinkt sich bei ver-

lassenen Wassern nach Sonnenuntergang oder vor Sonnenaufgang. Ist das Wasser verstopft, gräbt es wohl selbst den Brunnen aus. Wie das Wildschwein liebt es sich im Wasser und Koth herumzuwälzen. Beim Wasser angelangt, flieht es zweimal und erst das dritte Mal faßt es Zutrauen und kniet am Wasser nieder. Diefes ist der Augenblick der Jagd. Der Jäger, der sich am Tage den Ort der Tränke gemerkt hat, macht sich, ein paar Schritte davon entfernt, eine enge sehr starke Umzäunung von undurchdringlichen Dornen und erwartet da die Ankunft des Feindes. Hat sich das Rhinoceros recht voll getränkt, so erhebt sich der Jäger auf seine Knie; die linke Hand stützt er auf einen Baumstumpf und mit der rechten wirft er dem Thiere mit voller Gewalt seine sehr breite scharfe Lanze in den Bauch. Man sagt, daß das vollgetränkte Nashorn schon der kleinsten Wunde erliegt. Fällt es auf den Streich nieder, so macht man ihm den Garaus. Hat es die Kraft sich zu erheben, so läßt man es ruhig fliehen. Beim Morgenrauen verfolgt man die Blutspur und in größerer oder geringerer Entfernung findet man das Thier erschöpft auf dem Boden liegen.

Die Jagd bei Tage ist viel gefährlicher; hat man einmal die Spur gefunden, so geht man ihr nach; von Felsblöcken und kleinen Hügeln kundet man das Thier aus, und bekömmt man es in Sicht, so verfolgt man es mit Hunden. Das Nashorn wirft sich wüthend auf die Hunde, die es nur von hinten angreifen, und die Jäger haben Zeit, es vielfach zu verwunden. Doch ist dies in der Ebene eine gefährliche Sache, da das verwundete Nashorn sich blitzschnell in ganz gerader Richtung auf seinen Feind wirft und alles, was ihm in den Weg kömmt, niederstößt. Doch bietet der kleinste Felsblock oder Baum eine sichere Zuflucht, da das gereizte Thier sein Horn stets nur gegen den Boden stößt.

Sich mit einer Büchse dem Nashorn zu nähern ist fast unmöglich, da es uns im Gehör weit überlegen ist; überdies ist es in dieser Urhaide, wo der Boden von verfaultem Holz bedeckt ist und die Dornen den Durchgang versperren, sehr schwer, sich ohne Geräusch dem weidenden Thiere zu nähern. Einmal aufmerksam gemacht, flieht das Thier in vollem Galopp oder wendet sich gegen den Jäger; die Schnelligkeit seines Laufes und das Schnauben, das es dabei ausstößt, erinnert an die Locomotive, die den Dampf ausläßt.

Doch ist die Schwerfälligkeit des Thieres, sich umzuwenden, und seine Sucht, in ganz gerader Linie vorwärts zu eilen, wie eine Kugel, die dem Rohr entflieht, eine Sicherheit für den Jäger, der behend im Zickzack sein Heil findet. Auch diese Eigenschaft hat es mit dem Wildschwein gemein.

Das Nashorn thut dem weidenden Vieh kein Leid an; doch ver-

wundet stößt es ohne Unterschied Alles nieder, was ihm in den Weg kommt.

Das Nashorn verabscheut wie der Bär alles Todte. Wenn ein von ihm verfolgter Mensch sich auf den Boden wirft und den Athem zurückhält, beschnüffelt ihn das Thier und wendet sich von ihm ab. Die gleiche Eigenschaft wird dem Löwen, dem Elephanten, dem Adler, dem Affen, kurz allen Thieren zugeschrieben, die Kadaver nicht fressen; während im Gegentheil der Geier, die Hyäne den Menschen nur im Schlaf überfallen und einem Wachenden sich nicht zu nähern getrauen.

Der Mist des Nashorn gleicht dem der Elephanten, was auf ähnliche Nahrung schliesen läßt; doch liebt das Nashorn mehr frisches Gras, während der Elephant, wie das Kameel, die Baumzweige abfrisst. Das Nashorn hat den sonderbaren Gebrauch, mit seinem Horn in seinem frischen Mist herumzuwühlen.

Das Fleisch des Nashorn — und ebenso der Elephanten, Strauſen, der Giraffe — wird nur von Mohammedanern gegessen; die Christen verabscheuen es. Solches Fleisch zu essen und den Islam anzunehmen ist eine identische Sache. Ist ein Nashorn getödtet, so machen sich die Beduinen mit ihren Kameelen auf und bringen sie mit Fleisch beladen zurück. Das Fleisch hat Aehnlichkeit mit dem der Ziege, schmeckt aber bitter.

Das Horn wird in Massua und Suakin, je nach der Gröfse, mit 2—7 Thaler verkauft. Die Leute von Massua und die Abessinier benutzen es zu Säbelgriffen und Kaffeetassen. Sein Abschabſel wird als ein gewaltiges Gegengift angesehen. Würde man einmal das Horn chemisch analysiren, so könnte man sehen, welchen Werth dieser Volksglaube hat.

Die Haut wird zu runden Schilden verarbeitet. Der Nashornschild ist dem von Elephantenhaut überlegen und gilt, verarbeitet, einen Thaler. Er hat das Aussehen eines Büffelschildes; doch ist dieser letztere viel stärker und deshalb geschätzter, da er zuweilen mit vier Thalern bezahlt wird. Es giebt im Barka Leute, die sich ausschließlic mit Bearbeitung von Schilden beschäftigen; von je drei rohen Schilden nehmen sie einen als Lohn. Die Schilde von der Haut des Elephanten, Nashorn, Büffel sind rund, der Durchmesser  $2\frac{1}{2}$  Spannen; in der Mitte haben sie eine kleine kegelförmige Erhöhung; auf der innern Seite ist eine Handhabe angebracht.

Es ist begreiflich, daß der Nashornjäger sorgfältig auf die Spur Acht geben muſs. Die Leute hier zu Land sind im Spursuchen sehr geübt, und was ich oft ungläubig über die amerikanischen Wilden gelesen, habe ich völlig in Afrika wiedergefunden. Eine gestohlene Kuh ist schwer zu verheimlichen, wenn der Weg auch über Berg und Stein

geht. Ist der suchende Hirt einmal auf der Spur, so wird er sie schwerlich verlieren, wenn nicht passirende Reisende oder Heerden sie verwirren. Geht die Fußspur verloren, so ist der Geruch, der an Steinen und Bäumen hängen bleibt, ein ziemlich sicherer Leiter. Die Spur der Sandalen zeigt den Stamm an, dem die Viehräuber angehören, da jede Tribus sie etwas anders schneidet. Ohne diese Fertigkeit im Spursuchen wäre der Diebstahl in diesen Ländern, wo Polizei unbekannt ist, eine leichte Sache. Ist ein Stück Vieh verloren, so vergewissert sich der Hirt über die Spur; hat er sie gefunden, so giebt er seinen Genossen Nachricht; man verfolgt die Fährte; erreicht man die Räuber auf dem Weg, so entspinnt sich gewöhnlich ein blutiger Kampf. Geht die Fährte bis zu einem Dorf, so werden dessen Einwohner für das gestohlene Vieh verantwortlich gemacht und der Prozeß ist fertig. Der eben angekommene Europäer, der nie auf Spuren seine Aufmerksamkeit gerichtet hat, erstaunt, Fährten verfolgt zu sehen, wo sein Auge nichts entdeckt; doch gewöhnt sich das aufmerksame Auge sehr schnell, die kleinsten Merkmale zu beachten, und wird gelehrtig.

Am Dienstag machten wir uns des Morgens in der Frühe mit frischer Hoffnung auf. Wir bahnten uns mühsam einen Weg durch alle diese Dornengebüsche, wo jeder Schritt erkämpft sein will. Wir überblickten von hohen Felsblöcken nun die ganze Umgegend: keine Spur. Wir durchstreiften die Wildniß nach allen Seiten hin: ohne Erfolg. Müde und durstig setzten wir unsern Weg bis zur untern Quelle fort, zugleich mit der Absicht, den Tränkeplatz zu untersuchen, als einer unserer Leute von ferne etwas großes Wildähnliches bemerkte, das gerade am Rande des Wassers unter einem Baume im Schatten sich bewegte. Wir glaubten von neuem ein Rhinoceros zu finden, schlichen uns näher, wurden aber bald enttäuscht; es waren zwei Tora. Ich näherte mich bis vielleicht auf 250 Schritte, ohne bemerkt zu werden, und war von dem Wild durch einen Graben getrennt, der von dem oben beschriebenen Bach durchflossen wird. Auf den Schuß fielen beide Thiere, da sie hinter einander standen; die Kugel hatte das voranstehende durchbohrt und das hintere leicht verletzt, so daß es noch entfliehen konnte. Das gefallene Thier war ein prächtiges, dreijähriges, männliches Thier.

Das Tora — dieß ist sein Name auf Amharinña; auf Tigré: *Totel*; auf Arabisch: *Teitel*; im Belen: *Guragua* — ist naturhistorisch wohl schon beschrieben und bekannt. Man kann dieses Thier eine wilde Kuh nennen. Es hat die gleiche Gröfse und sieht ihr sehr ähnlich. Doch ist sein Kopf vorn in der Nase länglicht, schmal zugehend. Die Hörner sind kürzer und runzlicht, immer schwarz. Der Huf, wie bei der Kuh, gespalten, aber länglicher, fast spitz auslaufend. Das Haar

ist dunkelroth und sehr grob. Sein gewöhnlicher Gang gleicht dem der Kuh; sein Galopp ist sehr sonderbar: die Hinterbeine gegen vorne, die Vorderbeine gegen hinten gespreizt und den Kopf gegen die Erde gesenkt, rennt es so schnell, wie ein Pferd. Das Tora liebt ein gemäßigtes Klima und ist sehr selten. Es ist sehr scheu und lebt in einsamen von Menschen und Vieh nie besuchten Gegenden in Heerden von 20—30 Stück. Die Haut ist sehr dicht und stark und dient vorzüglich zu Sohlen; das Fleisch gleicht dem Rindfleisch.

Wir brachten nun den Tag damit zu, das Thier zu zerlegen und das Fleisch in lange schmale Streifen zu schneiden, die, wenn sie in der Sonne und Luft getrocknet sind, viele Monate sich halten, ohne zu verderben. Unsere Leute besitzen, wie alle Aethiopier, die Kunst, hungern zu können, wenn es an Nahrung mangelt, und tüchtig essen zu können, sobald der Mangel gehoben ist. Ein Abessinier kann Hunger lange aushalten, aber nicht den Durst. Hat er, wie heute, Gelegenheit zu essen, so verzehrt er enorme Quantitäten und macht sich daraus ein Fest. Ich mochte ihn fast beneiden, diesen Appetit der Urmenschen, die in Ermangelung von Kochgeschirren ihr Fleisch in dünne Streifen zerschnitten auf feurigen Steinen braten. Selbst Mangel an Salz ist diesen gesunden Magen gleichgültig.

Den Tag verweilten wir neben der Quelle, die unter einem Felsen hervorfliessend einen kleinen Teich bildet, woraus sich das Wasser nur mühsam den Weg nach unten bahnt. Drei hohe blätterreiche immergrüne Bäume, aus demselben Felsen hervorgewachsen und stets getränkt, breiten darüber ein nie durchbrochenes Schattendach aus. Den Hintergrund bilden unregelmässig hingeworfene Felsblöcke; den Vordergrund die von Regenwasser ausgehöhlte Schlucht, die von dem Bach durchflossen, stets mit frischem Grün ausstaffirt ist. Es war ein wahrer Feiertag. Den civilisirten Menschen in seinen steifen Kleidern und Manieren ergreift in seinem unruhigen Treiben oft ein Sehnen nach der alten einfachen Zeit, wo man auf Aeußerlichkeiten einen geringen Werth legte und eine faule behagliche Armuth den oft sehr trügerischen Genüssen einer nie zufriedenen Civilisation vorzog. Der noch nicht verrostete Europäer gewöhnt sich sehr leicht an die Sitten wilder Völker und gefällt sich darin, weil diese Barbaren natürlicher sind und sich das Leben noch behagen lassen, während ein Wilder, nach Europa verpflanzt, sich nie wohl fühlen wird, gleich einer tropischen Pflanze, die in einen botanischen Garten verbannt ist. Das Interesse, das uns die Reisebeschreibungen aus Afrika und Amerika, das uns Romane aus dem Leben der Wilden einflößen, hat denselben Grund. Die Schilderung einfacher, natürlicher Sitten und Gefühle erinnert uns an das verlorene Paradies; wir fühlen, daß wir mit aller Cultur zu weit



gegangen sind; das Aeußerliche hat das Innerliche, die Höflichkeit die Freundschaft, die Materie den Geist ersetzt. Diefs waren ungefähr die Gedanken, die sich mir an der Quelle aufdrängten. Ich streckte mich faul auf dem Rasen aus, hing ihnen nach, und der Traum meiner Jugend war wenigstens für einen Tag erfüllt. Mich umgaben uncivilisirte Menschen, keine Engel, aber Naturkinder, deren Laster sich noch unter die zehn Gebote bringen lassen; ich befand mich in einer fast nie beschrittenen, nur von wilden Thieren bewohnten Wildniß; auf einer Jagd, wo die Gefahr den Reiz erhöht.

Gegen Abend schickten wir uns an, auf dem Platze, wo das Tora gefallen, unser Lager aufzuschlagen. Da die Wälder der Kolla fast nur von Dornenbäumen gebildet sind, war es das Werk einer halben Stunde, uns solid zu umzäunen; denn nahe am Wasser gelagert, mußten wir uns für die Nacht auf den Besuch wilder Thiere gefaßt machen. Wir häuften eine große Menge dürrer Holzstücke auf und zündeten zwei Feuer an. Niemand dachte an Schlaf, und wirklich war es kaum Nacht, als von ferne in der Richtung von Kusch zwei Löwen im Duett zu brüllen angingen. Die Feuer loderten frisch angezündet zum Himmel empor; die Gewehre wurden sorgfältig nachgesehen; dem Pferd und Maulthier das Gebiß angelegt. Denn haben diese Thiere die Gegenwart des Löwen gemerkt, so reißen sie aus und sind ohne Gebiß nicht mehr zu bändigen. Die Löwen näherten sich immer mehr und kamen endlich zum Wasser, wo sie von Neuem ihr Gebrüll angingen, das von ferne majestätisch, von nah ziemlich gemein tönt. Sie näherten sich mehrmals unserer Umzäunung, jedoch ohne sie anzugreifen. Geworfene Feuerbrände verscheuchen den Löwen leicht; ebenso mit der Schleuder geworfene Steine. Endlich ging der Mond auf; die zwei Löwen schienen sich entfernt zu haben, während ein dritter die ganze Nacht sich um die Quelle herumtrieb. Es schien uns gegen Mitternacht, als wenn er sich auf etwas gestürzt habe; wir hörten ein Schnauben, einen unterdrückten Schrei und dann eine ununterbrochene Stille. Der Morgenstern fand uns wachend neben unseren halberloschenen Feuern.

Mittwoch Morgens fanden wir etwa hundert Schritte von der Quelle entfernt in einem Gebüsch versteckt die Reste eines Tora, das der Löwe in der Nacht getödtet und schon fast aufgefressen hatte. Er hatte es an der Quelle überfallen und bis dahin geschleppt. Von dem ganzen Thiere fanden wir nur die Haut und die zwei Vorderbeine.

Ich schickte zwei meiner Leute aus, unsere Landsleute von den Bogos, die sich in der Umgegend mit Einsammeln von Hamté beschäftigen, herbeizurufen, um ihnen ihren Theil von unserer Fleischprovision zu geben. Die Hamté ist die Frucht eines mittelgroßen gesträuchartigen Baumes. Sie hat die Größe einer Kirsche; sie ist grün

und bei voller Reife gelb; und übrigens einer Kaffeebohne sehr ähnlich; der Geschmack ist etwas seifenartig, doch ist die Frucht, gut bereitet, sehr nährend und gesund. Sie findet sich auf dem Gebirge selten, während das Kolla des Barka ganz voll davon ist. Im März und April reift sie. Da im letzten Jahr die Käfer die Getreideerndte völlig vernichtet haben, ist jetzt die halbe Bevölkerung der Bogos hier mit dem Einsammeln dieser Frucht beschäftigt, und es war Höflichkeit, sie unser Jagdglück mit geniessen zu lassen.

Unterdessen wollte ich mich etwas in der Umgegend umsehen. Ich nahm einen kleinen Jungen mit mir und schlenderte gemächlich dem untern Ende des Berges zu. Ich war noch nicht weit, als ich eine große Heerde Tora ruhig vor mir weiden sah, männliche, weibliche, alte und junge. Ich legte auf einen gewaltigen Stier an; doch hatte ich die Morgensonne im Gesicht, die Hände zitterten von der durchwachten Nacht und das Gewehr war glühend heiß. Ich fehlte, und die Heerde ergriff die Flucht. Ich verfolgte sie, meinen keuchenden Jungen hinter mir. Noch dreimal bekam ich sie zu Gesicht, doch nie in schußgerechter Position. Ich war schon fast bei Kusch angekommen und die brennende Sonne in dieser trockenen Zeit mahnte mich an die Rückkehr.

In der Hoffnung, vielleicht ein weidendes Nashorn zu finden, hielt ich mich an den Saum des Berges und bahnte mir zwischen den Steinblöcken und Dornen einen mühsamen Weg, ohne irgend ein Wild zu sehen. So näherten wir uns der oberen Quelle des Zad'amba und dachten schon an das Frühstück, als uns ein tragikomisches Abenteuer zustiefs, das uns theuer hätte zu stehen kommen können. Die Felsenwände über der Quelle dienen tausenden von mittelgroßen Affen zum Aufenthalt, die diese Gegend als ihr Revier betrachten. Wir waren wohl noch fünf Minuten davon entfernt, als wir bemerkten, daß die ganze Affenschaft ein scheußliches Gebrumme anfang. Wir sahen wohl, daß es auf uns abgesehen sei. Hat der Affe Angst, so schreit er; ist er zornig, so brummt er. Daß der Affe den Menschen anzugreifen wage, wollte mir trotz aller Versicherungen der Landeseinwohner nie in den Kopf und ich war sehr erstaunt, als die ganze Truppe im Sturmschritt in dichter Colonne sich ganz gerade gegen uns in Bewegung setzte. Von der Gefahr noch nicht überzeugt, wollte ich nicht unnütz mein Blei verschwenden, und vor dem Affenschiesßen hat es mir immer gegraut. Doch war die Colonne im Halbmond schon 60 Schritte uns nahe gerückt und die Gefahr war augenscheinlich. Ich legte meinen Stutzen an; doch um zu schrecken und nicht zu reizen, zielte ich auf die hinteren; der Schuß fiel, und von der Zad'amba antwortete donnernd ein hundertfaches Echo. Die erschreckte Colonne machte

linksum und verschwand vor unsern Blicken. Es war ein Affe von der hinteren Colonne gefallen. Wir überließen ihm das Schlachtfeld und stiegen in die Ebene hinab; denn es behagte mir kaum, mit Affen einen ruhmlosen aber gefahrvollen Kampf zu wiederholen. Hundert Hasen tödten den Hund, sagt das Sprichwort.

Ich habe seither viel nachgefragt und man hat mir mehrere Beispiele von Leuten angeführt, die von Affen gefährlich verwundet und nur mit Mühe gerettet worden sind. Ich kenne einen Mann, der in Folge von Affenbissen ganz lahm ist. Die Affen umringten ihn, warfen ihn zu Boden und wollten ihm die Gedärme herausreißen, als herbeieilende Leute sie verscheuchten. Doch muß ich beifügen, daß sich die Affen kaum an drei oder vier Personen wagen; aber an einen Einzelnen oder zwei machen sie sich schon heran. Die Affen, die nahe bei Dörfern leben, wie z. B. der Affenstaat bei Keren hat sich an den Menschen gewöhnt und thut ihm nie etwas zu Leide, während die Affen der Wildnifs, die ihn selten zu Gesicht bekommen, ihn natürlich als Feind betrachten.

Der Affe dieses Landes ist 2—4 Fufs hoch, das Weibchen etwas kleiner. Das Männchen hat den Hintern nackt und ist oberhalb der Hüfte grau bepelzt, während das Weibchen den ganzen Leib mit braunem Pelz bedeckt hat. Der Hauptfeind der Affen ist der Leopard, der eben so wie sie auf den Felsen wohnt und sich dann und wann die Freiheit nimmt, aus der Colonie sein Frühstück zu nehmen. Die Affen stoßen bei seinem Annähern ihr Gebrumme aus und wehren sich recht gut, wenn sie angegriffen werden. Ich hatte einen Hund, dem ein Affe ein handgroßes Stück Haut und Fleisch ganz glatt wie mit einem Rasiermesser herausbifs. Die Leute vom Land verabscheuen das Fleisch des Affen.

Es war schon Mittag, als wir im Lager ankamen. Meine Leute waren zurück und ich erhielt Nachrichten, die mir schleunige Rückkehr nach Keren anbefahlen. Nur mit schwerem Herzen trennte ich mich von dieser Wildnifs, und verfehlte nicht, uns ein baldiges Wiedersehen zu wünschen.

Keren, im April 1859.

---

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1860

Band/Volume: [NS\\_8](#)

Autor(en)/Author(s): Munzinger Werner

Artikel/Article: [VI. Ein Jagdausflug von Keren im Lande der Bogos nach dem Berge Zad'amba am oberen Laufe des Barka-Flusses. 141-151](#)